

Wolfgang Huber

Der Mensch, auch in Zukunft geschaffen und verantwortlich?

Kanzelrede in der Michaeliskirche Leipzig am Sonntag Okuli, 24. März 2019

I.

Was ist der Mensch, so fragt der Beter des achten Psalms, von dessen kühnen Worten wir vorhin gehört haben. Sie führen uns zurück in eine Zeit, die von den Möglichkeiten unserer technischen Zivilisation denkbar weit entfernt ist. Keine der technischen Möglichkeiten, über die wir heute verfügen, war den Zivilisationen in dem Jahrtausend vor Christi Geburt zugänglich: Texte konnten nicht vervielfältigt, Räume nur mit der eigenen Körperkraft oder der Hilfe von Tieren überwunden werden. Die Gebäude der damaligen Zeit mussten von den Menschen mit einem Minimum technischer Hilfsmittel erbaut werden. Aber der Blick auf Gott erhöhte auch den Menschen: „Was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ Wenn der Psalmist ausdrücklich hinzufügt: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt“, dann errichtet er damit eine Brücke hin zu der großartigen Schilderung über die Stellung des Menschen, die sich in den beiden biblischen Schöpfungserzählungen findet. „Schöpfungserzählungen“ sage ich, weil es sich nicht um naturwissenschaftliche Berichte handelt und auch nicht handeln kann; denn Naturwissenschaften in dem Sinn, der uns heute selbstverständlich geworden ist, gab es zu biblischen Zeiten noch nicht. Man unterschied noch nicht zwischen Erklären und Verstehen in einer Weise, die uns heute geläufig ist – und die wir trotzdem allzu oft vergessen. Man kann es so sagen: Während die Menschen früherer Zeiten ihrem Verstehen so weit vertrauten, als sei es

eine Erklärung, neigen wir heutigen dazu, unseren Erklärungen so viel zuzutrauen, als hätten wir durch das Erklären auch den Sinn des Erklärten schon verstanden. Was sagt es zum Beispiel über den Sinn des menschlichen Lebens, wenn wir wissen, dass die menschliche Spezies sich aus tierischen Vorläufern entwickelt hat?

Wenig niedriger als Gott! Eine Freiheit, die sich von der Freiheit Gottes unterscheidet, ihr aber doch nahe ist. Eine schöpferische Kraft, die nicht mit der Schöpfungsmacht identisch, aber doch mit ihr zu vergleichen ist. Dieses kühne Denken über den Menschen begegnet in einer ganzen Reihe von wichtigen biblischen Texten, die unsere Kultur, ja auch noch unsere wissenschaftliche Zivilisation geprägt haben. Neben den achten Psalm, über den wir gerade eine Meditation gehört haben, treten die biblischen Schöpfungserzählungen mit zwei grundlegenden Feststellungen. Die eine sagt mit der Stimme Gottes: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht.“ Und sie fährt fort: „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht. [...] Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Zu allem, was hier schon Rühmendes über den Menschen gesagt wird, tritt in der zweiten Schöpfungserzählung noch hinzu, dass der Mensch den Auftrag erhält, den Tieren auf dem Feld und den Vögeln unter dem Himmel Namen zu geben – und wie der Mensch die Vögel und die Tiere nennt, so sollen sie heißen. Diese Macht durch Benennung verbindet sich mit dem Auftrag, den fruchtbaren Garten, der den Menschen anvertraut wird – den Garten Eden – zu bebauen und bewahren.

Ungeheuer groß wird in diesen Überlieferungen gerade deshalb über

den Menschen geredet, weil er von Gott unterschieden wird. Der Mensch ist Mensch und nicht Gott: das macht ihn groß – so lässt sich diese Botschaft zusammenfassen. In verschiedenen Kulturen, im Volk Israel wie bei den Griechen oder im frühen China tauchte diese Idee unabhängig voneinander in jenen frühen Zeiten auf. Gemeinsam ist ihnen die Überzeugung, dass der Mensch gerade dann zu seiner vollen Größe kommt, wenn er Gott als die Macht anerkennt, die alles Menschliche übersteigt und gerade dadurch dem Menschen seine Würde verleiht. Das heben die biblischen Schöpfungserzählungen auf ihre Weise ins Bewusstsein; dagegen bieten sie uns keine Welterklärung an, die mit den Einsichten heutiger Naturwissenschaften in Konkurrenz treten wollte oder könnte. Sie sagen nicht etwa weniger, sie sagen etwas anderes: Sie helfen uns, den Ort des Menschen in der Welt zu verstehen: wenig niedriger als Gott, aber gerade dadurch verantwortlich für seine Lebenswelt: das ist der Ort des Menschen. Die neuzeitliche Entwicklung von Wissenschaft und Technik hat Anlass dazu geboten, dieses Verhältnis zwischen Gott und Mensch umzukehren. Man sah in der Ebenbildlichkeit mit Gott nicht mehr ein Geschenk, das der Mensch empfängt, sondern ein Ziel, das er anstrebt. Je konsequenter er seine Erkenntnismöglichkeiten nutzt, die Techniken, die er entwickelt, anwendet, die Natur, die ihn umgibt, beherrscht, desto mehr wird er zum Ebenbild Gottes. Schließlich brauchte man auch den Gedanken des Ebenbilds nicht mehr. Man sagte vielmehr: Der Mensch ist Gott. Neuerdings führt dies zur Vorstellung von einer neuen Menschengattung, die an die Stelle des Homo sapiens tritt. Der israelische Historiker Yuval Noah Harari hat dieser neuen Stufe der menschlichen Evolution einen Namen gegeben, der „über alle Namen“ ist. Der Homo Sapiens, so spekuliert er, wird vom Homo Deus abgelöst; der vernunftbegabte Mensch wird vom gottgleichen Menschen überboten.

Ich rede nicht gern darüber, was alles sich schon innerhalb meiner eigenen Lebenszeit verändert hat. Denn man macht sich durch solche Erzählungen älter, als man eigentlich sein möchte. Aber wann immer ich aktuelle Zahlen über den Stand der Weltbevölkerung höre, fällt mir die Zahl ein, die ich in meiner Schulzeit zum ersten Mal hörte. Von 2, 3 Milliarden Menschen auf der Erde war damals die Rede. Nun lebt die dreifache, bald die vierfache Zahl von Menschen auf dem Globus. Und die Erde muss – und kann – sie alle ernähren. Zwanzig Jahre, nachdem ich zum ersten Mal die Gesamtzahl der Erdbevölkerung gehört hatte, erkannten Forscher, dass die wachsenden Ansprüche der Menschen auf die Rohstoffe der Erde und die wachsende Überfrachtung der Erde mit den Abfällen, die Menschen hinterließen, unseren Globus überforderten. So realistisch diese Aussagen des Club of Rome über die „Grenzen des Wachstums“ im Jahr 1972 auch waren, irgendwie schlug sich die Menschheit im letzten halben Jahrhundert doch durch. Manche Korrekturen erfolgten; doch die großen Herausforderungen kehrten in dramatischer Form zurück. Der durch Menschen verursachte Klimawandel ist dafür das dramatischste Beispiel. War die Menschheit bisher davon ausgegangen, dass „Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ den menschlichen Einflüssen schlechterdings entzogen sind, so erweist sich sogar das als ein Irrtum. Zwar haben die Menschen es nicht beabsichtigt, aber sie bewirken es trotzdem über alle Erwartungen hinaus, dass der Sommer sich ausdehnt und der Winter sich zurückzieht, dass die menschengemachte Erwärmung des globalen Klimas die Gletscher schmelzen und die Meere ansteigen lässt und dass auf diese Weise die Zahl der Menschen zwar wächst, aber der bewohnbare Teil des Erdballs schrumpft. Das alles lässt sich erklären, verstehen lässt es sich nur schwer.

Das Beunruhigende an diesem unverstandenen Epochenwandel wird neuerdings mit dem Ausdruck „Anthropozän“ auf einen eindrucksvollen Begriff gebracht. Der globale, durch Menschen verursachte Klimawandel, das Ausmaß der Verstädterung, die Ausbeutung natürlicher Ressourcen sowie

die Ablagerung von Abfällen erscheinen aus einer solchen Betrachtungsweise als eine die Erde in geologisch relevanter Weise verändernde Kraft. Deshalb wurde, zuerst von dem Chemiker Paul J. Crutzen, vorgeschlagen, das gegenwärtige geologische Zeitalter im Unterschied zum Holozän als Anthropozän zu bezeichnen. Nicht nur das ganze geologische Gefüge der Erde wird – wie nach dem Ende der letzten Eiszeit – neu („Holo-zän“), sondern es verändert sich durch das Wirken des Menschen (deshalb: „Anthropo-zän“). Menschliches Handeln erweist sich als eine geologische Kraft wie zuvor Wasser, Eis, Fels oder Erde. Umstritten ist noch immer, ob sich der Nachweis einer solchen neuen geologischen Epoche wissenschaftlich führen lässt. In diesem Zusammenhang melden sich auch fragende Stimmen zu Wort. Insbesondere wird vor dem Missverständnis gewarnt, der Übergang in das Anthropozän bedeute, dass nun das geologische Geschick der Erde vollständig in der Hand der Menschen liege, wie David Grinspoons Buchtitel „Earth in Human Hands. Shaping Our Planet’s Future“ (2016) nahelegt. Eine solche Auffassung ist deshalb fragwürdig, weil auch weiterhin Naturkräfte wie Vulkanismus, Plattentektonik oder Sonnenaktivität in ihrer Auswirkung auf die Erde außerhalb der menschlichen Kontrolle liegen. Nach wie vor wird das Schicksal des Globus durch die Geosphäre und die Biosphäre beeinflusst. Aber die Anthroposphäre gefährdet den Globus zugleich mit wachsender Wucht.

Doch die Kontingenz nicht nur der historischen, sondern auch der geologischen Zukunft kann durch die Ausrufung eines neuen geologischen Zeitalters namens Anthropozän nicht in Frage gestellt werden. Die Meinung, im Anthropozän liege die Zukunft der Erde in der Hand des Menschen, verdoppelt insofern den Größenwahn des homo faber. Aber es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die „große Beschleunigung“ als das entscheidende Kennzeichen unserer Zeit nicht nur die Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der jetzigen Menschheit vermehrt, sondern auch die Belastungen für das Ökosystem und die Gefahren für die Zukunft der

Menschheit vergrößert. An der Herausforderung durch den Klimawandel symbolisiert sich ein Vorgang, der tatsächlich einen epochalen Charakter trägt. Er besteht in dem Ausmaß der dem Menschen möglichen negativen Einwirkung auf die natürlichen Lebensbedingungen.

Vor bald fünfzig Jahren hat der erste Bericht des Club of Rome unter dem Titel „Grenzen des Wachstums“ auf dieses Problem aufmerksam gemacht. Die damaligen Methoden und die damalige Datenbasis sind überholt; aber der Bericht hat eine Debatte über nachhaltiges Handeln ausgelöst, die an Aktualität nichts verloren hat. Zu Recht hat der Club of Rome deshalb einen neuen Bericht, einen Jubiläumsbericht sozusagen, vorgelegt, den Ernst Ulrich von Weizsäcker und Anders Wijkman herausgegeben haben: „Wir sind dran. Was wir ändern müssen, wenn wir bleiben wollen. Eine neue Aufklärung für eine volle Welt“. Die Botschaft heißt: Nun wird es mit der Pflicht zu nachhaltigem Handeln ernst.

Vor fünfzig Jahren hat der erste Bericht des Club of Rome uns die Augen geöffnet. Vor vierzig Jahren hat Hans Jonas mit seinem „Prinzip Verantwortung“ daraus ethische Folgerungen gezogen. Vor fünfundzwanzig Jahren hat die UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro das „Vorsichtsprinzip“ (precautionary principle) zu einem Grundprinzip nachhaltiger Entwicklung erklärt. Seitdem sind immer wieder Programme, Entwicklungsziele und Nachhaltigkeitspläne entwickelt worden. Doch sie wurden durch die Dynamik der technologischen Entwicklung, den Selbstlauf wirtschaftlicher Interessen, die globale Bevölkerungsdynamik und die mit ihr verbundene Verschärfung der globalen Ungleichheit immer wieder unterspült. Das Ergebnis ist eindeutig: Fortschritt – vor allem verstanden als wissenschaftlich-technischer Fortschritt – führt keineswegs automatisch zu einer Verbesserung der Lage der Menschheit. Dafür sind die Nebenfolgen zu groß; und die positiven Wirkungen sind zu ungleich verteilt.

Das hat nicht nur oberflächliche Gründe. Es enthält zugleich eine Kritik an einem Fortschrittsbegriff, der die Ambivalenz allen geschichtlichen

Wandels ausklammert. Die Folgen menschlichen Handelns sind genau in den Bereichen am schwersten abzuschätzen, in denen es sich am unzweifelhaftesten um wirkliche „Fortschritte“ handelt: nämlich in den Bereichen von Wissenschaft und Technologie. Gute Wissenschaftler wissen, dass sich mit jeder Entdeckung, die sie machen, eine Vielzahl von ungelösten Fragen verbindet. Technologische Innovationen sind mit Wirkungen verbunden, die keiner von uns übersehen kann. Das entscheidende Kennzeichen von Fortschritten in diesem Kernbereich ist Kontingenzsteigerung. Der Bereich dessen, was man nicht mit Sicherheit voraussagen kann, wird immer größer. Zwar sind wir, wie der große Soziologe Max Weber vor einhundert Jahren sagte, verpflichtet, für die Folgen unseres Handelns einzustehen. Doch wir müssen einräumen: Wir wissen nicht, was sich aus den Fortschritten ergeben wird, denen wir jetzt die Tür öffnen. Fest steht nur: Wann immer wir einer besonders zukunftssträchtigen Technologie den Weg ebnen, ist das mit Haupt- oder Nebenfolgen verbunden, die wir nicht einkalkuliert haben. Als die In-Vitro-Fertilisation zugelassen wurde, sah niemand voraus, welche Probleme uns die Präimplantationsdiagnostik bereiten würde. Wer gegenüber jetzt dagegen vorgebrachten Bedenken geltend macht, das sei doch „Zukunftsverweigerung“, liefert sich einem unbeherrschbaren Automatismus aus. Es gibt niemanden, der das wollte, was jetzt der Fall ist. Auch wenn er Fortschritte in der Bekämpfung von Krankheiten begrüßt, muss er einräumen, dass er mit dem gleichzeitigen Auftreten neuer Krankheiten nicht gerechnet hat, auch nicht mit manchen neuen Schäden des Gesundheitssystems. Das muss jeder bedenken, der heute von Fortschritt redet.

III.

Auch mit solchen Konzepten entgeht man der Kontingenz nicht, in die alles menschliche Handeln eingebettet ist. Deshalb liegt die größte Gefahr für die

Zukunftsfähigkeit menschlichen Handelns in der Vorstellung, vollständig über die Zukunft verfügen zu können. Religiöse Traditionen sehen diese Verfügungsmacht über die Zukunft allein in Gottes Hand. Zwischen Gott und Mensch zu unterscheiden, wurde deshalb als entscheidende Voraussetzung dafür erkannt, dass Menschen innerhalb der Grenzen ihrer Verfügungsgewalt verantwortlich handeln. Mit dem Christentum wird diese Unterscheidung von Gott und Mensch nicht aufgehoben; das Bekenntnis dazu, dass Gott in Christus Mensch wird, enthält vielmehr die Verheißung in sich, dass der Mensch an den ihm gesetzten Grenzen und an den mit seiner Freiheit verbundenen Irrwegen nicht zu scheitern braucht.

Für manche Zeitdiagnostiker heißt die Frage unserer Gegenwart jedoch nicht mehr, warum Gott Mensch wurde, sondern wie der Mensch Gott wird. Der israelische Historiker Yuval Noah Harari stellt seine „Geschichte von Morgen“ unter den Titel „Homo Deus“. Genau besehen ist Harari allerdings nicht der Meinung, dass die Menschheit an die Stelle Gottes tritt, sondern nur ein kleinerer Teil von ihr, derjenige nämlich, der bei der „neuen menschlichen Agenda“ mitspielen kann. Diese neue Agenda besteht insbesondere in der Erweiterung der menschlichen Möglichkeiten durch die künstliche Intelligenz. Der homo sapiens, so vermutet Harari, „wird sich wahrscheinlich Schritt für Schritt auf eine höhere Stufe befördern und dabei mit Robotern und Computern verschmelzen, bis unsere Nachfahren rückblickend feststellen werden, dass sie nicht mehr die Art von Lebewesen sind, welche die Bibel verfassten, die Chinesische Mauer erbauten und über Charlie Chaplins Albernheiten lachten“. Es ist allerdings sehr ungenau, wenn das als eine Veränderung des Homo Sapiens insgesamt angesehen wird; denn dem größeren Teil der Menschheit kommt in diesen Veränderungen keine tragende Rolle zu. Die meisten werden vielmehr zu Statisten degradiert. Die Eliten kann das durchaus zu dem von Harari ausdrücklich formulierten Schluss verleiten, es sei nutzlos, sich um die medizinische Versorgung der Armen zu kümmern; wirksamer sei es, sich auf die Optimierung der

Gesunden zu konzentrieren. Die Religion der Zukunft sieht dieser israelische Autor in einer Datenreligion, die besagt, „dass jedes meiner Worte und jede meiner Handlungen Teil des großen Datenflusses ist“; nur durch die Verbindung zu diesem Datenfluss habe ich Anteil am Sinn des Lebens.

So braucht es nicht zu kommen, denn die Geschichte bleibt kontingent. Doch eine mögliche Entwicklungstendenz deutet sich darin an. Der Mensch, der seine technischen Erzeugnisse nicht mehr als Assistenten, sondern als autonome Wesen betrachtet, kann auch den Sinn seines Lebens nur noch in der Verbindung mit diesen Wesen verstehen; am Ende sieht er nur diejenigen noch als Menschen an, die am weltweiten Datenfluss Anteil haben. Mit der Unterscheidung zwischen dem menschlichen Leben und dem Internet der Dinge gibt er auch die Unterscheidung zwischen Gott und Mensch auf. Doch der Mensch, der wie Gott sein will, verschärft damit die Zwietracht zwischen den Menschen; ja er rechtfertigt eine Trennung zwischen den Menschen, deren Optimierung sich lohnt, und den anderen, die nicht einmal auf Heilung Anspruch erheben können. Wenn das die Perspektive des Fortschritts ist, dann ist es an der Zeit, neu zwischen Gott und dem Menschen zu unterscheiden, die Menschen wichtiger zu nehmen als die Dinge – auch diejenigen, die wir mit dem Namen der Künstlichen Intelligenz belegen – und den anderen Menschen wichtiger zu nehmen als einen Algorithmus, der angeblich schon im Voraus weiß, was dieser Mensch denken, fühlen oder begehren wird.

IV.

Wir brauchen eine große gesellschaftliche Debatte über den Weg, den unsere Gesellschaft gehen will – und das angesichts eines Epochenwandels, den wir noch kaum in seinen Ausmaßen erkundet, geschweige denn verstanden haben. Für diesen Epochenwandel gelten insbesondere die rasanten Entwicklungen in den Bereichen der Digitalisierung und der

künstlichen Intelligenz, der Lebenswissenschaften, insbesondere der gentechnologischen Neuerungen, sowie in der Nanotechnologie als charakteristisch. Wie sollte man bestreiten, dass es sich dabei um Fortschritte handelt? Und kann es ernsthafte Zweifel daran geben, dass diese Entwicklungen dem Menschen zu dienen vermögen?

Es ist nicht ausgeschlossen, dass das gelingt. Und ob es gelingt, hat niemand von uns in der Hand. Aber wir können zumindest versuchen, die Fehler zu reduzieren, die solchem Gelingen im Wege stehen.

- Einer dieser Fehler besteht darin, dass Menschen denken, sie seien Gott. Es wäre besser, sie sähen sich wenigstens ein wenig niedriger als Gott, nicht als Gott, sondern als dessen sterbliches Ebenbild. Der erste Vorschlag, den ich zu machen habe, gilt nach heutigen Maßstäben nicht als praktisch, aber er hätte praktische Konsequenzen. Seht Euch als Menschen mit begrenzter Vollmacht an und nicht als Götter mit unendlichen Möglichkeiten.

- Ein zweiter Fehler besteht darin, die Ressourcen der Erde so auszubeuten, als gäbe es nach uns keine Menschen auf dieser Welt. Sollten sie bestimmte Ressourcen nicht mehr brauchen, weil sie neue Energiequellen, Lebensmittel oder Müllverwertungsmöglichkeiten entwickelt haben, wäre es umso besser. Darauf vertrauen können wir nicht. Deshalb gilt auch der nächste Vorschlag nicht als praktisch, aber er hätte praktische Konsequenzen: Handle so, dass die nächste Generation dieselben Freiheitsgrade haben kann, die Du für Dich selbst in Anspruch nimmst.

- Noch einen dritten Fehler will ich nennen. Er besteht darin, dass wir gern in überschaubaren Verhältnissen aufwachsen und leben wollen. Bekanntlich braucht es ein ganzes Dorf, um einen Menschen zu erziehen. Das macht aber die Welt noch nicht zum Dorf. Nachbarschaften zu pflegen, in religiösen Gemeinschaften zu Hause zu sein, nationale Zugehörigkeit zu achten, dient der menschlichen Identität nur dann, wenn diese Pflege des jeweils Eigenen nicht mit Verachtung für das Fremde verbunden wird. Deshalb heißt mein letzter Vorschlag, die Chance zu nutzen, dass wir uns in der eigenen Kultur

verankern und gleichzeitig Weltbürger sein können. Noch nie in der Geschichte war das leichter als heute; und noch nie haben die Menschen sich das Leichte so schwer gemacht. Die Einsicht, dass alle Menschen zu Gottes Ebenbild bestimmt sind und dass sie alle nur wenig niedriger als Gott sind, könnte uns dabei helfen.

Jedenfalls christliche Kirchen wünsche ich mir

- als Orte, an denen der Funke überspringt, wie sehr es dem Menschen dient, wenn er mit seiner Position wenig niedriger als Gott zufrieden ist,
- als Gemeinschaften, in denen Menschen sich wechselseitig dazu ermutigen, ihrem Leben mit weniger Verschleuderung von Energie mehr Qualität zu geben,
- als mutige Vorreiter einer Lebensform, in der man die Heimat schätzt und das Unbekannte respektiert und deshalb die Fremden ebenso achtet wie man die Nächsten liebt.

Diese drei Hoffnungen prägen mein Bild von der Kirche angesichts der großen Herausforderungen unserer Zeit,

- einer Kirche, die für neue Begegnungen mit Gott Raum gibt,
- auf einen nachhaltigen Lebensstil Lust macht,
- und den Fremden wie den Nächsten mit Neugier begegnet.